

# Segen und Unsegen [Schluss folgt]

Autor(en): **Gotthelf, Jeremias**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **1 (1897-1898)**

Heft 1

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-661117>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



## Morgenlied.

Nachdruck verboten.

Von Adolf Bögtlin.

Seht, auf dämmergrünen Bergen  
Pflanzt der Morgen goldne Beichen!  
Gruß dir, junger Fahnenchwinger!  
Gruß dir, hoher Weltbezwinger!

Hörst du, wie die Lüfte jubeln,  
Hörst du, wie die Wälder singen,  
Erde spendet Opferdämpfe!  
Auf und vorwärts, Held, und kämpfe!

Kämpfe, bis die Nacht bezwungen  
In den tiefsten Niederungen,  
Und die Alten wie die Jungen  
Sind von deinem Licht durchdrungen.

Sieh! schon neigen sich die Scharen!  
Nimm auch mich in dein Gefolge,  
Mag ich unter hellen Beichen  
Doch nur meinen Sieg erreichen!



## Segen und Ansegen.

Von Jeremias Gotthelf.

**S**chön scheint die Sonne zu allen Zeiten, aber schöner doch nie als im Spätherbste, wenn die Nebel gefallen sind, da wandelt sie gar so freundlich in ihrem goldenen Glanze durch den klaren blauen Himmel. Sie hat

sichtbar Freude an dem kleinen Sternchen, das von ihrem Lächeln lebt und jetzt mit so freundlichen Mienen sie umgaulelt. Gar freundliche Blicke sendet sie nieder, färbt so bunt und schön die Wälder, läßt im dunkeln Laube die Wangen der Aepfel sich röten, läßt den guten Kühen die Wiesen grün, hört ihrer Glocken freundlich Geläute, sieht dem muntern Treiben der hütenden Buben zu, wie sie Aepfel braten und Kartoffeln, und wenn sie scheiden will, läßt sie höher erglühn die Weideseuer der Buben, Sternchen über's Land gesäet, wie Sterne gesäet sind am Firmamente. Doch andere Sterne sind die da oben, sie verglimmen nicht so schnell wie die da unten, welche Buben angeblasen, welche Menschen angemacht. Wenn dann noch gar Sonntag ist auf Erden, ein friedlich schöner Sabbat in der Sonne Schein, mit blanken Kühen auf den Weiden, geputzten Mädchen auf den Straßen, sonst aber so still und feierlich, da ist es dann wirklich, als sei man im Paradiese, als nahe man sich den Pforten, welche in den ewigen Sabbat führen, denn Schöneres gibt es eben kaum auf Erden, als ein stiller friedlicher Herbstsonntag in der Sonne Glanz. Auf Erden wechseln Menschen und Moden, Regierungen und Könige, es kommt und geht, was die Erde berührt, auf immer das Eine, und Anderes kehrt wieder und immer wieder, so lange die Sonne geht am Himmel, so lange Gottes Hand die Erde hält. So kömmt wohl die Nacht auch über solch einen lieblichen Sonntag und die Nacht ist sein Grab, und aus seinem Grabe wird der Montag geboren, aber der gleiche Sonntag kehrt wieder in sieben Tagen vielleicht und oft in sieben Jahren und gar manchmal in siebenzig Jahren, der alte Sonntag in gleich lieblichem Gewande, mit der alten Wonne für das neue Geschlecht.

Es mögen mehr als fünfzig Jahre her sein, als ein solcher Sonntag das Land verklärte. In einem Pfarrhause lebte seit einigen Monaten einsam ein junger Pfarrer. Haus und Herz waren ihm so ziemlich leer, nicht im bösen Sinne, aber um so fataler ist es eben. Sein Mobiliar bestand größtenteils aus einigen Reliquien vom alten Pfarrer her, wackelichten Stühlen und dreibeinigen Tischen, besseres hätte sein Vermögen überstiegen; denn ob selbst die dreibeinigen Tische ganz bezahlt waren, möchten wir fast zweifeln. Es sei ein grausam Armer, aber dr freinst Schlabi, wo man finden wolle, hieß es in der Gemeinde. Daß sein Herz leer war, war nicht seine Schuld, an Liebe und Wünschen fehlt es nicht. Er hätte ganze Schiffsladungen von Mädchen einwandern lassen, wenn sie ihm nur jemand gebracht hätte, aber er finde keine, sagte er, und doch sei die Welt voll heiratslustiger Mädchen, sage man, aber er glaube es nicht. Er gehörte unter die Leute, welche ohne verwandtschaftliche Bande aufwachsen, mehr Bekanntschaft mit Büchern als mit Menschen haben, schüchtern und blöde

sind, wandeln als ginge es auf lauter Eiern und als seien sie gläsern, könnten beim geringsten Putsch splintern. Solchen Leuten sieht man es nicht an, wie gerne sie eine Frau hätten, wie viel Liebe sie im Herzen haben und wäre sie saumweise auszumessen oder zentnerweise zuzuwägen. Das sind die stillen Wasser, welche so tief sind, d. h. so voll Liebe und Zärtlichkeit sind, daß, wenn es einmal einem Mädchen dazu kommt, diesen Gefühlen Bahn zu machen, es riskiert, im Strome derselben zu ersticken, zu ertrinken.

Dieser junge Pfarrer hatte am Morgen gepredigt und zwar schön. Die ganze Gemeinde sagte, dem würde es kein Mensch ansehen, wie schön er es könne. Er hatte nachher Chorgericht gehalten und beim Heimgehen aus der Kirche hatte einer der Chorrichter ihm gesagt: Herr Pfarrer, kommt auch einmal zu uns, es ist lustig bei uns, man sieht weit über's Land. Der Pfarrer hatte es versprochen, das freundliche Wort hatte ihm wohl getan, er lebte besser daran als an dem zähen Stück Rindfleisch, welches seine Magd nebst einer gewaltigen Schüssel voll Kabis ihm nachher aufstellte. Der gute Pfarrer stand auf, ehe er allen Kabis gegessen hatte. Wenn er nicht mehr esse, so hätte sie wenigstens noch viermal zu wärmen daran, sagte die alte Magd. Wenn sie daran gedacht, sie hätte noch ein wenig mehr genommen, dann hätten sie die ganze Woche daran gehabt und erst am nächsten Sonntag frisch kochen müssen. Wenn sie es nicht vergesse, wolle sie es für die nächste Woche so reifen, ein Mues dazu machen, welches auch die ganze Woche darhielte. Zeit und Holz könne man auf diese Art sparen, man glaube es nicht. Wir können nicht sagen, daß diese Aussichten beitrugen, den jungen Mann heiter zu stimmen, mit bedenklichem Gesichte und schweren Seufzern schritt er vor dem Hause auf und ab, und alle Augenblicke erlosch ihm die Pfeife.

Draußen war es so wunderbarlich, so duftig und ahnungsreich, in bunter Farbenpracht stunden die Bäume da zu ihres Schöpfers Lob und Ehre, viel schöner als die schönsten Grenadiere an der Sonntagsparade. Auf den Aesten der Birnbäume, unter denselben im Grase hielten Eichhörnchen ihre muntern Tänze; auf der Weide gingen stattlich die Kühe, Böcklein und Lämmlein sprangen, und lustige Buben jauchzten laut und weit, als wären sie große Majestäten und erteilten ihre Befehle über's Land. Alles war lustig, und einsam wandelte unser junger Pastor vor seinem Hause auf und ab, recht trüb im Gemüte. Sein Tagewerk war vollendet, in dieser Jahreszeit waren keine Kinderlehren, arbeiten sollte er nicht, es ist auch für den Pfarrer der Sabbat da, mit den Lämmern könnte er nicht springen, kein Eichhörnchen kam mit ihm zu spielen, kein Mensch mit ihm zu reden, nicht einmal ein Kind kam bei ihm vorbei; sie waren alle in den grünen Matten bei den schönen Weidfeuern britten Aepfel,

Birnen und weffen sie sonst habhaft werden konnten. Da ward es ihm doch gar zu öde im Gemüte, und bis Abend war es eine Ewigkeit. Da kam es ihn an, er möchte auch hinaus, möchte an die Sonne, möchte hell werden im Gemüte und mit irgend wem ein traulich Wort reden, mit Menschen oder Gott. Er sah an die Uhr, er sah auf seine Schuhe, er sah, so weit er konnte, was Himmel und Erde vorhätten, er sah nach allen Windgegenden, wo wohl die Straßen am trockensten seien, am geradesten liefen, wo man am wenigsten naß werde oder sich verirren könnte und ob ein Regenschirm nötig sei oder nicht. Das Wetter war beständig, schön, aber der Pfarrer dachte, man kann nie wissen, es sei schon mancher beim schönsten Wetter fortgegangen und naß heimgekommen und habe einen großen Pfuißel davon getragen. Indessen wäre es doch fatal, wenn er einem Regenschirm nehmen würde, und der Stock täte es auch. Die Leute könnten meinen, er verstünde sich nicht auf's Wetter, und wenn man's auch nicht verstehe, so müßte man es sie doch nie merken lassen. Der gute Pfarrer! Als ob die Leute nicht merken könnten, was man sie nicht merken lassen wolle. Die Leute haben feine Nasen, absonderlich auf die Pfarrer. Die Nasen sind nämlich nicht alle gleich und in Beziehung auf die Gegenstände nicht gleich gut. So gibt es Hunde mit trefflichen Nasen auf Hasen, welche aber mit Füchsen nichts machen könnten. Unser Pfarrer war sehr stark im Werweisen, so stark, daß, wenn er endlich mit dem Werweisen im Reinen, die Zeit zur Ausführung längst vorüber war. Diesmal war er glücklicher. Es fiel ihm endlich der Chorrichter ein, der ihn heute eingeladen. Es wäre unverschämt, dachte er wohl, so gleichsam brühhwarm der Einladung zu entsprechen. Indessen, wenn er beim Hause oder in der Nähe desselben vorbeispaziere und man ihn sehe, rufe man ihn vielleicht und nötige ihn herein, wenigstens könnte er dort um den Weg fragen, wenn er ihn nicht weiter wisse, oder einen Regenschirm leihen, wenn das Wetter zweifelhaft werde.

Er rief seine Alte und frug, wo aus er müsse, um bei der Speckseite vorüber zu kommen, wo der Chorrichter wohne. Nicht daß er dort einen Besuch machen wolle, er möchte nur so vorläufig sehen, wo er wohne. Das ist mir anständig, wenn ihr mir vom Hause wegkömmt, sagte die Alte. Ich denke, nüchtern werdet ihr nicht heimkommen. Ist's nicht in der Speckseite, so ist es an einem andern Orte, wo die Leute gwundrig sein werden zu sehen, ob der Pfarrer ist wie ein anderer Mensch. Und tut dann nit dumm und nehmt es nicht an, wenn sie euch etwas anbieten. Die Leute würden es übel nehmen und meinen, ihr verachtet sie. Allweg denke ich, ich feure nicht für z'nacht, es macht mich nichts täuber als z'foche, wenn es niemand essen will. Und endlich, wenn ihr noch was möchtet,

wenn ihr heimkommt, he nun, so sind Äpfel da und Birnen, b'sunderbar schöne Grunbirnen, und wenn ihr noch was Warmes möchtet, he nun, so ist der Kabis noch immer da und wenn es sein muß, bald gewärmt. So ausgerüstet mit Weisungen und Aussichten ging endlich unser guter Herr ab. Aber schüchterner kann kein sechszehnjähriges Mädchen auf der Landstraße gehen, als der Pfarrer durch seine Gemeinde und umsichtiger und ängstlicher kaum Einer, der mit der fixen Idee, gläsern zu sein, behaftet ist. Von dem schönen modernen Selbstbewußtsein war auch nicht eine Spur bei ihm.

Nach vielen Abenteuern und großen Gefahren, zwei Hunde hatten ihn angebollen und eine Kuh, welche er aber für einen Bullen gehalten, war auf ihn eingelaufen und hatte ihn über einen dicken Zaun weg angesehen, kam er endlich in die Nähe der Speckseite. Es war ein reicher Hof, ein stattlich Haus stand mitten drin und vor demselben spazierte ein großer schwarzer Hund mit einem sogenannten Federnstiel; der Weg führte dicht am Hause vorbei. Da wackelte dem guten Pfarrer das Herz, er war drauf und dran zurückzukehren. Er fürchtete die Hunde schrecklich, hatte schon oft geträumt, er sei von einer solchen Bestie lebendig gefressen worden, hatte diese Operation sehr unanmutig gefunden und schlotterte daher sehr, sobald er eine solche Bestie von weitem sah. Ach Gott, man denke sich, dicht vor ihm die Speckseite, aber vor der Speckseite ein schrecklicher Hund mit weitem Maul und großem Federnstiel!

Indessen, der Pastor war ein Mann, er dachte, fressen, ehe er schreien könne, werde die Bestie ihn nicht, und weil's Tag sei, kämen die Leute immer noch zeitig genug, ihm das Leben zu retten. Ein Koch in die Hosen könnte es wohl geben, zum Glück aber habe er die Ältern an, wo nicht so viel mehr zu bedeuten hätten. Er rückte also vorwärts, aber mit Bedacht, und kein Kosakenoffizier kann den Nebel, in welchem er reitet, schärfer beachten, als der Pastor das Haus vor ihm in der hellen Sonne. Unglücklicherweise kam er gegen das Haus von hinten, wo bekanntlich keine Fenster sind; es rührte und regte sich nichts in und um das Haus, als der schwarze Hund mit dem schönen Federnstiel. Der stand auch still, als der Herr näher kam, und sah nach ihm, fast wie der quasi Stier über den Zaun. Als der Hund sah, daß er ein ganz ungewohnt Kleid an hatte, so schwarz wie keine andere Leute es hatten, tat er das Maul auf, fing ein heftig Bellen an und stellte sich sogar in der Straße auf. Er schien einen eigenen Zorn auf das Schwarze zu haben und war doch selbst so schwarz. Gerade das war des Pfarrers Glück. Der ungewohnte Zorn machte drinnen die Leute aufmerksam. Die Türe ging auf, ein schlankes Mädchen trat heraus und rief: Schnauz, komm her, willst



Skilil vergnügt!

schweigen oder nicht? Und als er nicht schweigen wollte, nahm es ihn beim Halsband, zerrte ihm den Hause zu, während der Herr näher trat, seinen Engel zu sehen und ihm gebührend zu danken. Da öffnete sich noch einmal die Türe und heraus kam des Chorrichters selbsteigene Person und dankte, daß der Pfarrer so bald ihm die Freude mache, ihn zu besuchen.

Der Pfarrer war in Verlegenheit, er wollte sagen, er habe eigentlich nicht zu ihm kommen wollen, nur so ungefähr sich umsehen, wo er wohne, damit er es ein anderes Mal wisse. Aber er mußte immer auf den Hund sehen, der ihm ganz nahe bei den Beinen stand mit grimmigem Gesichte, und auf das Mädchen mit einem ganz andern Gesichte, ob das allfällig bei der Hand sei, wenn Schnauz nach seinen Beinen fahre. Bind den Schnauz an, Bethi, sagte der Chorrichter, der Herr Pfarrer ist, wie es scheint, nicht Liebhaber von Hunden; kommt herein, da tut er euch allweg nichts. Der Pfarrer, unter vielen Entschuldigungen, daß er eigentlich nicht wolle, und vielen Rückblicken nach Hund und Mädchen, ob das letztere nachkomme, der erstere gehörig angebunden werde, trat endlich ein.

Die Frau Chorrichterin war ausgegangen. Des Chorrichters Mutter, fast achtzig Jahre alt, war da und freute sich sehr den neuen Pfarrer zu sehen, von dem sie gehört, er predige so schön. Sie werde ihn nicht mehr predigen hören, sagte sie, desto mehr freue es sie, wenn sie hier ein schön Wort von ihm höre. So ein Wort sei für ein altes Herz gar kostbar, es lebe manchen, manchen Tag wohl daran und je länger je besser, je weniger der Leib irdische Speise begehre und vertragen möge. Das werde so geordnet sein, den alten Leuten zu Lieb und Ehr, daß sie auch ein Wohlleben hätten so gut als die jungen. Das freute den Pfarrer begreiflich und besonders, daß man mit seinen Predigten so zufrieden sei; er hatte Respekt vor der alten Frau, aber aufrichtig zu sagen, schielte er immer nach der Türe, vollständig befriedigte ihn dennoch die Großmutter nicht. Aber Bethi kam nicht hinein, es hatte draußen das Amt der Mutter zu verwalten. So schmerzlich das der Pfarrer empfand, so gereichte es ihm doch zum Vorteil, denn um so erbaulichere Gespräche führte er mit der Großmutter, um so besser kriegte er einen Stein in ihrem Brette. Nach und nach merkte er, warum Bethi nicht in die Stube kam. Es drang ein Duft in die Stube, ein viel besserer als von Kabis, er merkte endlich daß er vom Küchlen kam. Er freute sich darauf, er dachte, wenn es ist, wie ich meine, so kann diesen Abend meine Alte Mühe und Kabis sparen. Plötzlich riß Bethi die Türe auf, daß der Pfarrer zusammenschrak, in der Meinung, Schnauz habe sie eingesprengt, und schrie hinein: Uetti, geschwind, Klaus ist schon wieder da, denk noch, was das für ein Leid und Elend ist. Schon wieder, sagte der Chorrichter. Ist diekehr schon



wieder an mir, das geht geschwind, wenn es was Gutes wäre, da könnte ich schon länger warten.

Der Chorrichter ging hinaus. Der Pfarrer sah fragend nach der Großmutter. Diese sagte: Es ist ein Umgänger schon wieder da, den wir Alle scheuen. Umgänger, sagte der Pfarrer, das wird nicht der gleiche sein, was Umbieter? Es ist ein Armer, der bei den Bauern im Rehrum geht und unterhalten werden muß. Zwei, vier bis sechs Tage, je nachdem einer einen großen oder kleinen Hof hat. Es ist mir auch in alle Glieder gefahren, so lange der da ist, kann ich kaum ein Auge zutun, antwortete die Großmutter. Aber warum? sagte der Pfarrer. Ich dünkte doch, so einem Armen könnte man die Ordnung machen, welche man haben will, und will er nicht, so wird man ihn wohl dazu halten können. Ja sonst wohl, aber mit dem ist's etwas Besonderes, erwiederte die Frau. Klaus war hier der Bauer und weit und breit der Vornehmste. Was ihr nicht sagt, entgegnete der Pfarrer, der Bauer hier und jetzt im Umgang? Wie war das möglich, hatte er Unglück oder was war schuld? Der Hochmut, Herr Pfarrer, der Hochmut, sagte die Großmutter. Mit dem Hochmut hat er sich versündigt und sollte jetzt erfahren, was Gott ist und was der Mensch ist, und kann es doch noch nicht einsehen, der arme Tropf. Wenn es dem Herrn Pfarrer nicht Langeweile macht, einer alten Frau zuzuhören, so will ich es erzählen, wie es ihm ging. Der Herr Pfarrer kann es dann weiter sagen, es wäre gut, es täte noch mancher ein Exempel daran nehmen.

Dieser Hof war lange Jahre in einer Familie. Diese Familie besaß großen Reichtum und war von Vater auf Sohn in hohem Ansehen weit umher. Klaus war einziges Kind, schön wie der junge Tag, daher ein Meisterlos, man kann sich's denken. Knechte und Mägde mußten ihn auf den Händen tragen, er war's, der schön und wüßt Wetter machte im Hause, er war ein kleiner Herrgott; zu ihm beteten seine Eltern wohl nicht, aber er wird ihnen lieber gewesen sein, als Gott. Was er machte, war ihnen recht, so konnte Gott es ihnen nicht treffen. In der Schule war er der Kinder Plagegeist, des Schulmeisters Zwingherr und dem Pfarrer machte er es in der Unterweisung nicht viel besser. Mit besonderer Lasterhaftigkeit war er nicht behaftet, als mit dem Hochmut. Er glaubte sich der Größte auf der Welt, gehorchte niemanden, verachtete Alle, er wußte gar nicht, daß es auf der Welt irgend anders gehen könnte, als gerade wie er wollte.

Er heiratete nicht früh. Man fand lange im ganzen Lande kein Mädchen, welches reich und vornehm genug war. Endlich wurde doch eines aufgetrieben, welches sich ganz gut zu ihm schickte, wie das eine

Auge zum andern Auge. Es war hochmütig und meisterlos wie er, wußte nicht was Arbeit war, konnte Werktag und Sonntag kaum von einander unterscheiden. Da gab es ein großes Wesen im Lande, als Klaus Hochzeit hielt, es ging fürstlich zu. Drei Tage dauerte die Hochzeit, über hundert Kofse waren dabei, von Wunder sprachen die Leute, wie viel gegessen und getrunken worden und was es gekostet. Wie es üblich war, brachten die Tage nachher die Hochzeitgäste die Hochzeitgeschenke oder sandten sie durch Kinder und Knechte, Hausrat und andere schöne Sache von allen Arten, daß zwei mit Abnehmen genug zu tun hatten. Wer das Geschenk brachte, sagte dazu: Meister und Meisterfrau oder Vater und Mutter ließen den Gruß verrichten und schickten da eine Kleinigkeit aus Freundschaft, nur um den guten Willen zu zeigen, und ließen Gottes Glück und Segen wünschen, das sei das Beste. Darauf sagte Klaus in seinem Hochmute gewöhnlich die frechen Worte: Habe das nicht nötig, wüßte nicht, wie es brauchen, habe sonst Sachen genug, kann es machen ohne Glück und Segen. Ob diesen Worten graute Allen, welche sie hörten. Sie fingen an sich zu fürchten, machten daß sie fort kamen, und Viele rührten von Speise und Trank, welche ihnen angeboten wurden, nichts an. Wenn sie es dann daheim berichteten, so schauderte es Alle ob diesem Uebermut, und Viele sagten, wenn sie nur nicht an der Hochzeit gewesen, sie wollten viel geben.

Am meisten stund ein Knechtlein aus, welches viel dabei sein und dem Meister abnehmen helfen mußte. Wenn es des Meisters Antwort hörte, ward ihm alle Mal, als zittere die Erde, als müßte sich der Himmel auf tun, ein Blitz hinunterfahren und sie erschlagen oder der Boden sich auf tun und sie verschlingen. Er b'segnete sich brav und rief die drei höchsten Namen an, aber Zittern und Schlottern konnte er doch nicht vertreiben. Da nahm er endlich das Herz in beide Hände, denn der Meister war ein stolzer Mann, und die Knechte besannen sich dreimal, ehe sie einmal mit ihm sprachen oder ihm gar widerredten, und sagte: Meister, d'r Tufsig Gottswille, v'rnütiget Gottes Glück und Segen nicht so, ich darf nicht mehr warten, man weiß ja nicht was es geben könnte. Da sagte der Meister, so geh und sieh, wie weit du kömmt mit Gottes Glück und Segen, aber unter mein Dach komm mir nicht wieder!

Klaus ward ein großer Mann und meinte, wenn er rede, solle Alles zittern, wie es geschieht, wenn unser Herrgott donnert. Er regierte in der Gemeinde, daß lange niemand gegen ihn den Mund auf tun durfte, und wenn er im Wirtshause saß, gingen die Meisten gerne drei Schritte um ihn herum und saßen an einem andern Tische ab. Doch wie es ist mit den Menschen, Schmeichler gibt es an allen Orten, Leute, welche am

liebsten vom Schmarozgen leben. Diese saßen an seinem Tische ab, rühmten ihn dann, als ob er, Gott verzeih mir meine Sünde, unser Herrgott wäre und sie seine heiligen Engel. Saubere Engel das, welche erst den Hals voll logen und lobten und dafür den Hals voll Speise und Trank bekamen. Denn wenn Klaus für arme Leute meist nichts hatte als grobe Worte und verblümt und unverblümt zu verstehen gab, wenn die armen Leute es nicht besser haben wollten, als es ihnen zukäme, so brauchten sie nicht zu betteln, sie fänden Fressens genug an allen Wegen und Hagen, so hatte er dagegen Säcke voll Neutaler für Alle, welche es ihm treffen konnten und ihn zu rühmen vermochten, daß die Wände krachten, daß es fast die Stube versprengte. Mit solchen Schmeichlern lag er oft ganze Nächte im Wirtshause, und wenn sie ihn an einem Markttage in Bern oder Burgdorf so recht zwischen sich kriegen konnten, so wußte kein Mensch, wann er heimkam. Es war ihm nicht um den Wein, sondern um's Schmeicheln, und wenn er sich betrank, so war es anfangs nur so gleichsam im Bergeß und um die Freude zu wässern, welche er hatte im Gemüte, wenn man ihn so recht gräuelich erhob, daß es ganz keine Art mehr hatte.

Je mehr er draußen alles zwingen wollte, desto weniger regierte er daheim, desto weniger sah er zu seiner Sache. Er brüllte wohl zuweilen die ganze Speckseite voll und weit umher alle Höfe, daß man hätte meinen sollen, es sei dort ein Obergeneral, wie keiner sonst sei in der ganzen Welt. Aber das tat er nur so z'fößenweis, wenn er zornig war, er wußte gewöhnlich nicht warum, und abtragen tat es auch nichts. Man sah es aber auch dem Hofe bald an. Er mag mehr ertragen, als viele andern Höfe, aber wenn es einem Menschen an Nahrung und Pflege fehlt, sieht man es ihm bald von weitem an, geschweige dann einem Hofe. Wo man zum Hofe nicht sieht, sieht man auch nicht zum Vieh, da geht, wenn man durch Niederlichkeit das Unglück in die Ställe pflanzt, noch viel mehr drauf in kürzerer Zeit, besonders wenn man auch mit kostbarem Vieh Hochmut treibt. Die kostbarsten Krosse, die schönsten Kühe gingen in den Boden, weiß Gott wie viel, wie mancher Knecht deswegen fortgejagt wurde. Den Fehler suchte Klaus nie am rechten Orte, und des Geldes achtete er sich wenig, er tat nur deshalb wüßt, weil das ihm geschah, weil er das leiden mußte, ohne was dran machen zu können. Seine Frau war auch nicht anders. Sie war wohl etwas mehr daheim als Klaus, doch wo irgendwo eine Gelegenheit war, Staat zu machen, war sie dabei, und wenn sie schon daheim war, kümmerte sie sich um das Hauswesen gerade so viel als Klaus, wenn er nicht daheim war. Sie hatte ihre Weiber und deren das Haus voll, welche ihr alles zutrugen, was sie zu vernehmen und zu

erlügen vermochten, und dann wieder aus dem Hause trugen, was ihr Herz gelüftete, nachdem sie gegessen und getrunken hatten, so viel als in die Haut mochte. Was Spaz in einem Weizenfeld vermögen oder auf einem Kirschbaume, das weiß man, aber was so eine Schar Weiber in einem Hause, wo sie aus und eingehen, verrichten, selbst wissen nicht alle Leute.

Um die Haushaltung kümmerte sie sich also nicht, rührte mit keiner Hand was an, turnirte schrecklich aus mit jeder Magd, welche ihr nicht eben genug trat, verstand aber eine dieses, dann konnte sie machen was sie wollte, und hätte sie gestohlen wie ein Rattmaus, es war alles recht. Da sah man, daß der Bauer den Hof gut oder schlecht macht, und daß es viel ärger ist, wenn das Weib in der Küche fehlt, als wenn man das Hagelwetter über den Acker hat. Die Speckseite ermagerte und nicht manches Jahr ging's, so ernährte sie bei dem großen Verbrauch die Haushaltung nicht mehr, man hatte nicht mehr Sachen genug, nicht mehr Korn genug für Brod, es mußte z'Mühle gekauft werden, es mußten Rinder zum Schlachten gekauft werden und noch andere Sachen. Aber da war noch Geld genug, Kummer wegen Mangel brauchten sie nicht zu haben, und minderte das Geld, so kamen Zinse, und reichten die Zinse nicht, zog man die Kapitalien ein oder brauchte eingegangene auf, und wie diese minderten, achtete man nicht, denn Klaus schrieb nicht auf, dazu hatte er nicht Zeit. Was trage das ab? fragte er. Was man hätte, das wüßte man, und was man nicht mehr hätte, das brauche man auch nicht mehr zu wissen. Wo Geld und Sachen genug seien, hätte man solchem wenig nachzufragen.

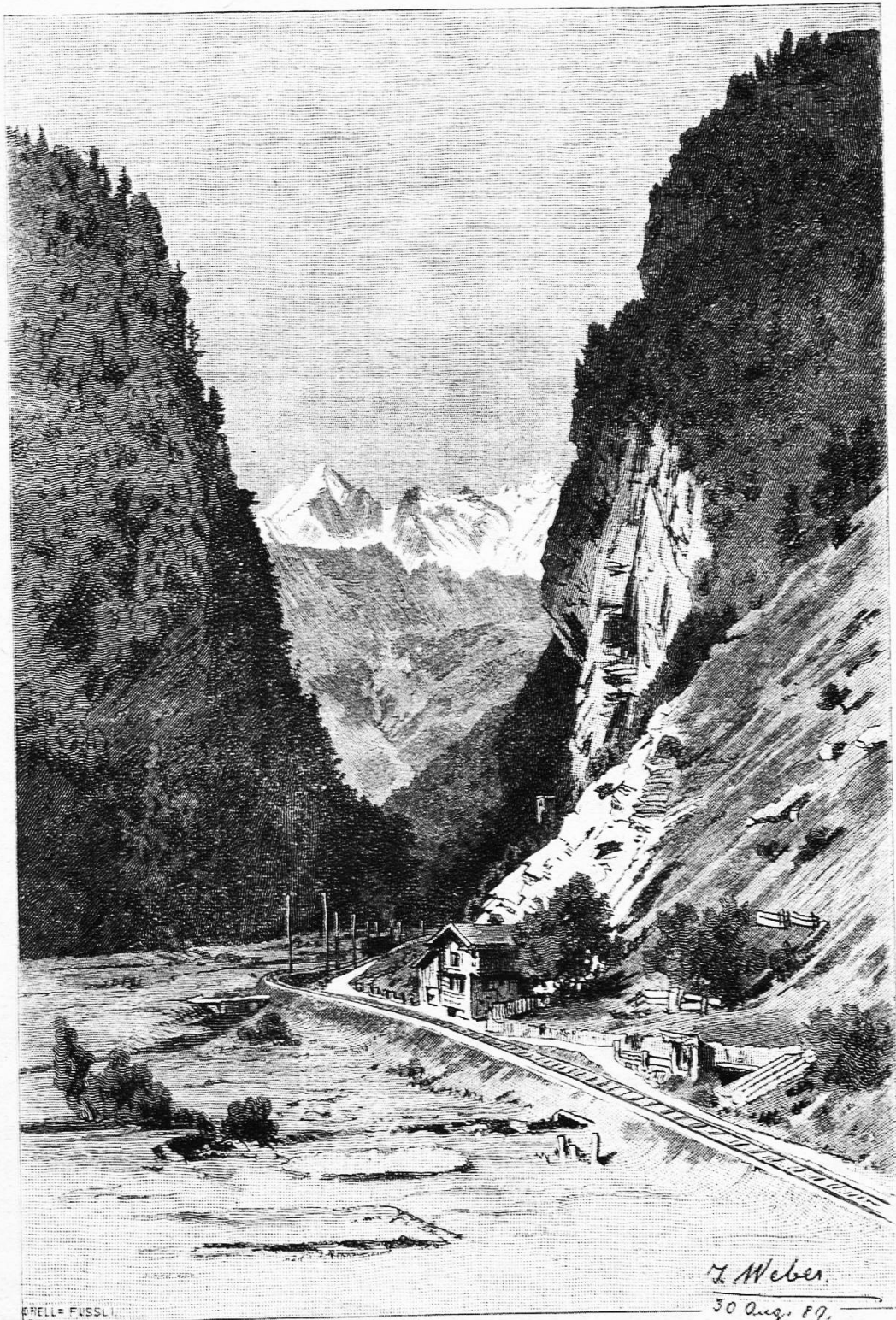
Aber auch die Zeit kam, wo Geld und Sachen minderten, und Klaus solchem nachfrag. Klaus hatte in seinem Hochmuth im Namen der Gemeinde zu prozediren angefangen, bald hatte er an diesen Prozessen nicht genug, er fing eigene an mit jedem, der nicht nachjagen wollte, was er vorsagte. Er hürschete seine und der Gemeinde Angelegenheiten, sein und der Gemeinde Geld untereinander, wie man Mehl und Milch durcheinander rührt, wenn man einen Brei durcheinander rührt. Da muß Einer mehr können, als Brod essen, wenn er dieses wieder auseinander bringen will. Etwas ward gewonnen, viel verloren, es gingen Eide, es gab Feindschaften, die Haare waren den Leuten zusammengeknüpft weit umher. Es schien kein Mensch mehr des andern Freund, es war ein Graus dabei zu sein. Man glaubt gar nicht, was ein einziger Mann verrichten kann, wenn er z'Bösem geratet. Und hat einmal der Teufel einen Menschen bei einem Härlein, so steht er nicht ab, bis er ihn ganz hat vom Kopf bis zu den Füßen. So ging es Klaus, er wurde alle Tage schlechter,

er trieb alle Laster, was er sich alles auf das Gewissen lud, weiß Gott. Manches kam ihm aus, manches nicht, ob alle Eide falsch waren, welche er schwur, ist noch nicht an der Sonne. Was das schrecklichste war, ist das, daß Klaus manchen Hausvater nach sich zog, daß er mit ihm schlecht wurde, mit ihm zu Grunde ging und andere sonst um ihre Sache kamen. Klaus rechnete nicht, Klaus brauchte nur, zwischen seinem Gelde und anderem Gelde machte er keinen Unterschied, er nahm wo er fand, er fragte nicht, ist's Geld von der Gemeinde, ist's Witwen- oder Waisengeld. Viele Leute schüttelten die Köpfe, sagten, so könne es doch nicht immer gehen, ob denn niemand da sei der Reden dürfte. Aber es war niemand da, nicht einmal der Herr Pfarrer; einen großen Mann, wie Klaus war, anzugreifen, will was heißen, es dürfen das heutzutage noch Größere nicht. Es ist ein Elend in der Welt, daß Frechheit und Uebermut Schilde sind, hinter denen die wüthtesten Leute sicher sind. Es waren wohl mindere Leute, die klagten, und Witwen und Waisen weinten, aber es half ihnen niemand, es hörte sie niemand, es stieß niemand gerne seine Arme in diesen wüthen Teig.

Endlich mußte es doch sein, Klaus von allen Seiten um Geld bedrängt, veräußerte und verfälschte Titel, man mußte untersuchen, wie ungerne man es auch tat. Als man einmal angefangen hatte, konnte man nicht mehr zudecken, und jetzt kam alles auf den Klaus dar, er war niemanden lieb und seine ärgsten Schmeichler tribelirten ihn jetzt am meisten. Hätte er nicht Hilfe gehabt, wo man nicht sagen darf, weil man zu ihm Sorge tragen mußte, um nicht selbst in die Dinte zu geraten, er wäre damals an oberkeitliche Kost gekommen, wie man allgemein sagte. Ach, Herr Pfarrer, es ist für die Untergebenen die schrecklichste Sache, wenn Obere und Regenten nicht sauber sind, denn dann haben die schlechten Leute ihre gute Zeit und die braven Leute müssen es entgelten, denn da gewinnen die Schlechten von allen Seiten, und überall heißt es: schweigst du mir, so schweig ich dir. Witwen und Waisen mußten es entgelten und doch heiße es, daß verflucht sei, wer das Recht von Witwen und Waisen beuge.

Aber über Klaus kamen seine Gläubiger, und für seine Schulden einstehen wollte niemand, das hätte Geld gekostet; Gunst kostet nichts, Gunst geht auf Landeskosten. Jetzt schwanden Klaus Geld und Sachen. Gülten hatte er keine mehr, Vorräte hatte er keine, seine Frau hatte dafür gesorget, daß keine da waren, sie hatte keine aufgehäuft und die welche sie gefunden, hatte sie längst verplämpert. Jetzt mußte er um Geld aus und lange wollte ihm niemand geben, niemand mochte mit dem Manne zu tun haben. Endlich fand er Geld, aber seine Frau mußte mit dem Weiber gut den Nachgang erklären, der Hof wurde verpfändet und er konnte die Not stellen, einen großen Teil der dringlichsten Gläubiger befriedigen.

Jetzt erfuhr er es aber, was für ein Unterschied es ist zwischen Zins ziehen und Zins geben und dazu ohne Gottes Glück und Segen. Sie brachten es beide nicht zum Beten und Arbeiten, sie dachten wahrscheinlich nie ans Zinsen, sie blieben die Gleichen, sie wollten die vornehmen Leute bleiben und zeigten den alten Hochmut, und doch sah man, namentlich ihm, überall die Armut an in den verwehten Kleidern, in denen er so mager stach wie ein Zaunstecken in einer Kapuzinerkutte. Etwas mehr mußten sie zu Hause bleiben, da lebten sie in beständigem Streit. Sie hielten sich beide alles Schlechte vor, jedes dem andern seine eigenen Laster, jedes sollte schuld am Unglück sein, jedes zählte auf, was es ererbt, das andere ihm vertan, jedes mutete dem andern das Arbeiten zu, jedes forderte vom andern, daß es den Anfang mache. Kriegten sie ein Stück Geld in die Hand, machten sie es wie die Hühner, denen man Brod gibt, das Huhn, welches ein gut Stück in Schnabel bekommt, läuft mit demselben bei Seite, um es insgeheim zu verzehren, die andern alle ihm nach, um es ihm abzujagen. Das ist bei den Hühnern bedauerlich, denn sie ersticken oft fast an den großen Bissen, welche sie hinunterwürgen müssen in aller Eile, geschweige denn bei Menschen. Nach wenig Jahren war er wieder am alten Ort; betrieben von allen Seiten, ohne Geld, ohne Sachen, ohne Gottes Glück und Segen, so ist der Mensch doch wirklich mehr als arm. Er bot alles auf, sich zu retten, alle Riste, alle Ränke, aber wie gute Hunde hinter einem lahmen Hasen waren die Gläubiger hinter ihm, endlich mußte er sich ergeben und den Geltstag anrufen. Der Hof wurde versteigert und sehr wenig blieb als Rest des großen Weibergutes. Sie zogen zur Miete in ein kleines Städtlein, da war von Knecht und Magd nicht die Rede mehr; er sollte holzen, sie kochen, sie sollte gartnen, er Erdäpfel setzen, sollten pflanzen und Geld verdienen; sie waren arm, aber sie waren noch vornehm, arbeiten konnten und mochten sie nicht, sie trotzten Gott, sie ergaben sich ihm nicht. Man erzählt viel Schlechtes von ihnen, ich will es nicht wiederholen. Gottes Hand legte sich schwer genug auf sie, statt Geld und Sachen genug, statt Gottes Glück und Segen hatten sie bald gar nichts mehr als Gottes Hand schwer auf ihren Häuptern. All ihr Eigentum war vertan, verdienen konnten sie nichts, im Glück hatten sie alle ihre Verwandten mit Verachtung von sich gestoßen, im Unglück hatten sie auch jetzt keine, verhungern wollten sie nicht, sie wollten leben und so wenig schlecht als möglich. Klaus forderte das Nötige von der Gemeinde und zwar mit Wüstun und Brüllen Für den Schaden, den er der Gemeinde angetan, hatte er keinen Sinn, er gab im Gegenteil die Gemeinde schuld an all' seinem Unglück. Ob der Sorge für sie habe er den eigenen Haushalt vernachlässigt, Tag und



Clus mit den grauen Hörnern.

Nacht sei er ihrem Wohl obgelegen und statt ihm zu danken, habe man ihn verdächtigt, mit ihm procedirt. Alles habe er machen müssen und am Ende nichts davon gehabt, als die Verantwortung und das Gutmachen. Alle Andern hätten sich drausgemacht, ihn stecken lassen. Jetzt in der Armut denke man nicht, was er getan, hätte am liebsten ihn tot. Aber nur Geduld, ehe er sterbe, kehre er noch den Kübel um, daß es stinke im ganzen Lande. Da half man ihm mit Hauszins, Land, Holz und allerlei, denn mit Wüßtun hat schon mancher viel gezwängt, und doch half es nicht, sie hatten immer nichts.

Unterdessen waren Jüngere nachgewachsen und in den Gemeinderat gekommen, die fürchteten sich vor Klaus nicht, sie ärgerten sich bloß ab ihm und erkannten ihn und sein Weib in Umgang. Der reiche Klaus mußte also in der Gemeinde, welche er regiert hatte, als Bettler gehen von Haus zu Haus, in einem Hause einen Tag, im andern vier oder fünf bleiben, konnte hier in einem Bette schlafen, dort im Stalle, konnte bald am Tische essen, bald auf der Ofenbank. Das war den Leuten fast so zuwider als Klaus und seinem Weibe, die fast alle Scham verloren hatten. Aber sie sagten, es werde nicht so lange dauern, und dann könnten die Kinder ein Exempel daran nehmen, wie weit man es mit Stolz und Uebermut bringe. Aber die Leute machten eine falsche Rechnung, denn Gott ist der Herr des Lebens und des Todes, er läßt geboren werden die Menschenkinder und ruft sie wieder. Zehn Jahre gingen sie um von Haus zu Haus, eine Strafe Gottes für die ganze Gemeinde, denn wenn jeder Hausvater in der Gemeinde zu rechter Zeit den Mund aufgetan und der Wahrheit Zeugnis gegeben hätte, so weit wäre es nicht gekommen. Es erschrecken alle Leute, wenn sie gegen das Haus kamen, diese beiden, die in Grimm und Born brannten ohne Unterlaß, mit nichts zufrieden waren, mit allen Leuten zankten oder unter sich, sich gegenseitig ihre Sünden vorwarfen und die Gemeinde verfluchten. Besonders ist in dieses Haus der Schrecken eingekehrt, seit das schreckliche Paar in Umgang kam. Man kann es sich denken, wie es in ihnen kochen mußte, wenn sie als Ungänger über diese Schwelle kamen, in das Haus, wo sie als die Reichsten und Vornehmsten weit umher Hof gehalten. Sie verachteten, verhöhnten alles, verfluchten Alle und drohten so, daß man in beständiger Angst leben mußte, sie richteten ein Unglück an; man konnte nicht sattfam sie bewachen, und daran hatten sie ihre teuflische Freude. Weil es ein großes Gut ist, bleiben sie fünf Tage hier, und während dieser Zeit wird wenig geschlafen in diesem Hause, und jemand wacht beständig. Man wollte ihnen die frechen Worte mit Ernst und Liebe abgewöhnen, aber man vermochte es nicht, und was half das Abgewöhnen der Worte, wenn ihr böser Sinn



geblieben, sie wären nur gefährlicher geworden. Man suchte sie zu ver-  
söhnen, aber es half alles nichts, sie blieben die Gleichen, sie blieben  
im Umgang, weil sie niemand verdingen wollte, weil man ihnen eine  
eigene Haushaltung und eine Magd hätte halten müssen.

Vor vier Jahren konnte die Frau endlich sterben, er aber geht noch  
um und kann nicht sterben, und das ist gerade seine Freude, er sagt es  
fort und fort, es wäre den Leuten ein viel zu groß Gefallen, wenn er  
sterben würde; so lange man ihn so gerne sterben sehe, so lange könne er  
leben, und ehe er sterbe, müsse noch das und das geschehen, das und jenes  
wolle er noch sehen, und darunter gehört namentlich, daß dieses Haus  
abbrenne, die ganze Familie zu Grunde gehe. Im Elend ist er so alt  
geworden, und es ist fast, als ob wahr werden müsse, was er sagt,  
darum erschrickt man je länger je mehr, wenn er kommt. Er spricht  
weniger, aber um so böser lauten die wenigen Worte, welche er sagt.  
Da begreift ihr es, Herr Pfarrer, daß unser Kind so erschrock, als sie  
den Alten kommen sah, und daß mein Sohn noch nicht wieder da ist.  
Es ist alles fort, und da muß jemand in seiner Nähe sein, es ist dem  
Alten nicht zu trauen. Warum ich wollte angehalten haben, Herr Pfarrer,  
ist daß ihr für ihn betet. Vielleicht erbarmet sich Gott seiner noch und tut  
ihm das Herz auf zu rechter Zeit, daß sich ihm seiner Zeit auch der  
Himmel austun könne.

Ja, Mutter, sagte der Pfarrer, geschehen soll das und recht von  
Herzen, es heißt nicht umsonst, daß bei Gott möglich ist, woran die  
Menschen nichts machen können. Aber eins möchte ich fragen, wenn es  
erlaubt wäre. Das Knechtlein, welches er gehen hieß, daß es nicht mehr  
unter sein Dach komme, mußte das wirklich gehen und wo kam es hin?

Nicht weit, Herr Pfarrer, sagte die Alte, das wohnt jetzt hier, das  
ist mein Sohn. Was, rief der Pfarrer, der Chorrichter, der Bauer hier?  
Der ist's, sagte die Alte, ja der ist's. Aber wie ist das möglich, rief  
der Pfarrer. (Schluß folgt.)

---

## Jeremias Gotthelf,

4. Oktober 1797 — 22. Oktober 1854.

---

Im vergangenen Jahre feierte das Schweizervolk, ja die ganze ge-  
bildete Welt das Andenken eines der größten Söhne oder vielmehr des  
größten Sohnes unserer Heimat — das Gedächtnis Heinrich Pestal-  
ozzis, des Lehrers der Jugend und der Menschheit. Auch dieses Jahr  
hatten wir das Jubiläum eines großen Landsmanns zu feiern: die Wieder-